

Bemannung sogar bei der an fremdartige Erscheinungen gewöhnten Einwohnererschaft Venedigs Aufsehen erregte.

„Ins Haus des Kapitäns, am Campiello Pozzo“, rief man von Bord der Galeere den Ruderern nach.

Dann nahm auf dem Ledersitz der Barke ein Mann in weißem Burnus Platz, einen ungeheuren Turban um den Kopf gewickelt. Vor ihm ließen sich zwei ebenfalls arabisch gekleidete Diener, Beine gekreuzt, auf dem mit einem Teppich bespannten Schiffsboden nieder.

Man hätte die Fremden für eine Gesandtschaft des türkischen Großherrn halten und in das gewöhnliche Leben der Republik einreihen mögen, die im Guten wie im Bösen immer mit Osmanen zu tun hatte, bald Bündnisse mit ihnen schloß, bald sie bekriegte. Doch die sonderbarste Fahne, die einer der Diener steil aufrecht hielt, verbot diese Deutung. Die weißseidene Fahne trug keinen Halbmond, sondern vier Buchstaben einer unbekanntenen Schrift in Goldstickerei. Vor den Fahnenstangen, die auf der Piazzetta standen und die außer dem Wimpel von San Marco die riesigen Flaggentücher dreier Königreiche, Kandia, Morea und Zypern, stolz in die Lüfte flattern ließen, beugte sich die fremde Fahne nicht. Flog ihnen frei und schwesterlich entgegen.

Die Barke fuhr in den großen Kanal ein, an goldmarmornen Palästen, an dem Wald bunter, wappengeschmückter Anlegepfähle vorbei, zwischen denen die Wein- und Ölflotten schaukelten. Die blutroten Ruder einer Kriegsgaleasse, lange Zähne eines gefräßigen Ungeheuers streiften beinahe die Köpfe der Gäste. Dann verlor sich ihr kleines Boot im Gewirr der vielfältigen Fahrzeuge. Erst in Sicht der Rialto-Brücke tauchte es wieder hervor, nahm seitab das ruhigere Fahrwasser des Rio di San Polo, eines schmalen Nebenkanals, und

überquerte schließlich den Großen Kanal nochmals, um unweit der Kirche San Marcuola im Canareggio, dem breitesten Seitenarm des Kanals anzulegen.

„Dort drüben ist das Ghetto“, deutete einer der Ruderknechte dienstbeflissen dem aussteigenden Turbanträger.

In dem mageren schwärzlichen Gesicht zuckte nichts. Der Fremde trat ans Land, ohne aufzublicken. Wie er stand, merkte man erst, daß er klein war. Sein scharfgeschnittener Kopf mit dem mächtigen Bart auf der stämmigen, breitschultrigen Gestalt hatte im Sitzen den Leib eines Riesen versprochen. Nun winkte er, ohne den Arm zu heben, nur durch eine Fingerbewegung, einen seiner Diener heran. Sagte ihm, wiederum ohne sich zu rühren, etwas ins Ohr.

„Mein Herr wünscht, sofort in das Haus des Messer Scipione, Eures Kapitäns, gebracht zu werden.“

Schon hatte sich eine Menge von Müßiggängern um die Gruppe versammelt. Frauen, Kinder, Bettler staunten die fremden Trachten an. Ein paar Juden, durch ihre gelben Hüte kenntlich, sahen von fern. — Der eine Diener teilte das Volk, um Bahn zu machen. Der andere trug die Fahne mit der Goldinschrift hinter seinem Herrn her. Ein Ruderer zeigte den Weg. Nur wenige Schritte und die Ankömmlinge waren an der Tür des bezeichneten Hauses angelangt; der Ruderer öffnete mit einem mitgebrachten Schlüssel und der Herr trat ein. Seine Begleiter hatten zunächst eine Stunde lang zu tun, die Andrängenden vor der Tür abzuwehren und viele Fragen zu beantworten.“

Und nun mögen einige Stellen aus Franz Werfels Roman „Verdi“ zeigen, wie Venedig lebt, wenn es sich selbst überlassen ist. Die Fremden sind fern, es ist die Zeit des Karnevals:

„Über die ganze Breite der Riva mit allen gegensätzlichen Flußrichtungen, Wirbeln, Strudeln, Schnellen des echten